



Die eingeschüchterte russische Bevölkerung nimmt alles als gefährlich wahr, was nicht auf der kulturpolitischen Linie des Kremls liegt.

MAXIM SHIPENKOV / EPA

Nur ganz wenige Kulturschaffende in Russland wagen es, Putin zu kritisieren

Der Moskauer Dichter German Lukomnikow erhebt seine Stimme gegen den Krieg in der Ukraine

ULRICH M. SCHMID

Die Januarnummer der sonst eher unbedeutenden Literaturzeitschrift «Wolga» sorgt in den russischen sozialen Netzwerken für Aufregung. Der Moskauer Dichter German Lukomnikow (geb. 1962) veröffentlicht unter dem unverdächtigen Titel «Neue Gedichte» kurze Texte, die von enormem persönlichem Mut zeugen. Unter jedem Gedicht steht ein genaues Datum. Lukomnikows Einlassungen werden damit lesbar als ein poetisches Tagebuch des eigenen wachsenden Entsetzens über den russischen Angriffskrieg in der Ukraine. Im März notiert Lukomnikow: «Mir ist übel vom Leben / ich habe keine Worte». Und im Mai folgt der Aufruf: «Gute Leute, gibt es einen, / der ihn endlich beugen kann, / der im Scheisshaus ihn beseitigt / und verkündet: «Er versank?»»

Lukomnikow verwendet in seinem Vierzeiler zwei bekannte Putin-Zitate: Als Putin 1999 den zweiten Tschetschenienkrieg begann, versicherte er an einer Pressekonferenz, dass er die «Terroristen im Scheisshaus kaltmachen» werde. Als ein Jahr später das U-Boot «Kursk» unterging und 118 Mann Besatzung in den Tod riss, musste sich Putin in einem Fernsehinterview erklären. Auf die Frage, was mit der «Kursk» geschehen sei, antwortete er emotionslos: «Sie ist gesunken.»

Kein Kommentar

So scharf wie Lukomnikow hat sich seit dem 24. Februar erst der Rockmusiker und Dichter Juri Schewtschuk geäussert. Im Mai wandte sich der Star an einem Konzert in Ufa von der Bühne an sein Publikum: «Warum werden heute in der Ukraine Menschen ermordet? Warum sterben dort unsere Jungs? Es stirbt die Jugend, es sterben die Alten, es sterben Frauen und Kinder wegen irgendwelcher Napoleon-Pläne unseres Cäsars! Die Heimat, meine Freunde, ist nicht der Hintern des Präsidenten, den man andauernd lecken und küssen muss. Die Heimat ist das arme Mütterchen, das auf dem Bahnhof Kartoffeln verkauft.» Drei Monate später wurde Schewtschuk wegen «Diskreditierung

der russischen Streitkräfte» zu einer Geldstrafe von umgerechnet etwa 700 Franken verurteilt.

Das milde Urteil ist bezeichnend. Der Kreml weiss genau, dass der Krieg in der russischen Bevölkerung unpopulär ist. Die Machthaber können in dieser Situation keine Märtyrer brauchen, die als Kriegsgegner und Opfer staatlicher Repression breite Sympathiewellen für ihre Sache auslösen könnten. Auch Lukomnikows aggressive Gedichte haben bisher weder einen offiziellen Kommentar noch eine Anzeige nach sich gezogen. Mit gutem Grund: Die russische Regierung manipuliert seit Jahren erfolgreich die öffentliche Meinung und kennt die

Spätestens seit den Massenprotesten 2011/12 setzt der Kreml Kultur als Waffe gegen die eigene Bevölkerung ein.

Gefahren eines möglichen Streisand-Effekts, sprich des Umstands, dass man mit dem Versuch, eine unliebsame Information zu unterdrücken, leicht das Gegenteil erreicht.

Lukomnikow und Schewtschuk gehören unter den russischen Autoren zu einer verschwindend kleinen Minderheit, die ihre Stimme gegen den Krieg in der Ukraine erhebt. Sie überschreiten bewusst eine rote Linie, wenn sie vor ihrem Publikum den Präsidenten persönlich angreifen. Viele kritische Kulturschaffende sind zurückhaltender. Manche reisen aus – Ljudmila Ulitzkaja ist die prominenteste unter ihnen. Sie befindet sich in Berlin und hofft auf die Möglichkeit einer Rückkehr. Ihre Bücher werden in einigen russischen Buchhandlungen verhüllt und mit der Aufschrift «Ausländischer Agent Ljudmila Ulitzkaja» versehen, obwohl die Autorin diesen Status offiziell gar nicht hat.

Solche Episoden sind symptomatisch: Was nicht auf der kulturpolitischen Linie des Kremls liegt, wird von der eingeschüchterten Bevölkerung als schädlich oder gefährlich wahrgenommen. Dabei schreibt Ulitzkaja unpolitische Literatur, sie hat sich in Russland nur durch ihre öffentlichen Stellungnahmen gegen das Putin-Regime zur Persona non grata gemacht.

Dmitri Bykow war wegen ätzender Regierungskritik bereits früher ins Visier des Kremls geraten. 2019 wurde ein Giftanschlag auf ihn verübt. Erst nach Alexei Nawalys Vergiftung im Sommer 2020 machte Bykow seinen eigenen Fall öffentlich, weil er zunächst dem Kreml keinen operativen Erfolg gönnen wollte. Im Sommer 2022 wurde er zum «ausländischen Agenten» erklärt, was für ihn eine publizistische Tätigkeit in Russland verunmöglicht. Er befindet sich im Ausland, allerdings legt er Wert darauf, nicht als «Emigrant» bezeichnet zu werden.

Die Bestsellerautorin Gusel Jachina befindet sich noch in Russland und wird an verschiedenen Fronten angegriffen. Nachdem sie sich gegen den Krieg ausgesprochen hatte, wurden Plagiatswürfe gegen ihren neuen Roman «Wo vielleicht das Leben wartet» laut, das Theater in Ufa strich die Aufführung eines ihrer Werke, und bei einem wichtigen Buchpreis ging sie leer aus, obwohl sie laut Umfragen als Publikumsliebbling galt. Jachina ist ein überraschendes Opfer solcher Invektiven, weil sie vor dem 24. Februar explizit auf politische Stellungnahmen verzichtet hatte. Wer sich nicht ausdrücklich als Kriegsgegner exponieren will, greift auf Camouflage zurück. So wurde der Nachdruck von Tolstois Broschüre «Besinnt euch!» aus dem Jahr 1904 zu einem Verkaufsschlager in Moskau. Tolstoi protestierte zwar gegen den Russisch-Japanischen Krieg, seine pazifistischen Argumente sind aber noch heute gültig.

Die Front der Nachbeter

Die breite Menge der Schriftsteller ist allerdings noch in einer Schockstarre gefangen. Wie hilflos die Allgemeinheit der schreibenden Zunft in Russ-

land agiert, zeigt ein willfähriger Aufruf in der staatsnahen «Literaturnaja Gaset», der Anfang März von 500 zweit- und drittklassigen Autoren unterzeichnet wurde. Unter dem Z-Banner fand sich propagandistisches Geschwafel: Die Nato wolle Russland vernichten, und Russland schaffe mit seiner «Spezialoperation» Frieden in Europa. Der gemeinsame Text mündete in einen Schlusssatz, der an Naivität und letztlich auch an Dummheit kaum zu überbieten war: Schriftsteller wollten keinen Krieg und wollten sich auch nicht in die Politik einmischen.

Neben der blökenden Herde gibt es im russischen Kulturbetrieb auch bellende Hunde. So gründete ein Duma-Komitee im November eine «Kulturfront». Als Vorsitzender waltet der Schauspieler Nikolai Burljajew, der in seiner Jugend in Andrei Tarkowskis Filmen «Iwans Kindheit» und «Andrei Rubljow» mitwirkte. Burljajew erblickt die Aufgabe der «Kulturfront» im Kampf gegen den «globalen Nazismus und Satanismus». Die «Kulturfront» vereinigt die üblichen Verdächtigen: den Dirigenten Waleri Gergijew, den Regisseur Andrei Kontschalowski, den Schriftsteller Sachar Prilepin und den Philosophen Alexander Dugin.

Die Akteure der «Kulturfront» berufen sich auf eine Reihe offizieller Dokumente: den Präsidenten-Ukas zur Kulturpolitik aus dem Jahr 2014, die Nationale Sicherheitsstrategie aus dem Jahr 2019 und die revidierte Verfassung aus dem Jahr 2020. In all diesen Rechtsgrundlagen wird die Kultur als Teil der nationalen Sicherheit verstanden. In der Tat setzt der Kreml Kultur spätestens seit den Massenprotesten des Winters 2011/12 als Waffe gegen die eigene Bevölkerung ein. Weil die russische Führung schon seit langem nicht über eine demokratische Legitimierung verfügt, muss sie ihrem Volk sagen, was es wollen soll. Die Staatskultur verkündet deshalb einfache Botschaften: einen starken Staat, einen grossen Gott und ein geeintes Russland. Lukomnikow schreibt in einem seiner Gedichte dazu: «Das Wichtigste ist, sich nicht daran zu gewöhnen. / Aber wir haben uns schon daran gewöhnt.»

GENERATION J

Tel Aviv, die ewige Baustelle

Liebe Dana,

egal ob Urlaub oder Umzug, immer wenn ich an einen neuen Ort komme, will ich mich am liebsten sofort erschiessen. Ob Studentenwohnheim oder Hotel Vier Jahreszeiten, überall frage ich mich, überall frage ich mich, wie ich hier die nächsten Tage bloss schlafen und auf die Toilette gehen soll, und unterschätze dabei, wie schnell wir Menschen uns an fast alles gewöhnen.

Letzte Woche musste ich umziehen und wollte mich entweder erschiessen oder zurück nach Deutschland ziehen. Alles fing damit an, dass mein Vermieter mich vom einen auf den anderen Tag rausgeschmissen hat, damit ein Freund von ihm einziehen kann. Nicht sehr charmant, aber wenigstens hat er mir eine einmonatige Schonfrist gegeben. Es folgten vier Wochen Zimmersuche, was bedeutet, dass ich jeden Tag panisch auf Facebook durch Wohnungsgruppen gescrollt bin, denn Facebook ist das Immoscout von Tel Aviv. Das Problem dabei ist nicht, dass man nichts findet, im Gegenteil, es wird sehr viel angeboten, nur sind die Wohnungen entweder unbezahlbar oder unbewohnbar. Häuser, die kaum 50 Jahre alt sind, sehen oft aus, als würden sie jeden Moment zusammenstürzen. Das fand Israels Regierung vor einigen Jahren anscheinend auch und hat deshalb damit angefangen, die Sanierung dieser Gebäude staatlich zu fördern, damit sie beim nächsten Erdbeben nicht implodieren. Eigentlich eine gute Idee, dieses Projekt, nur wird in Tel Aviv gleichzeitig eine Strassenbahn gebaut, weshalb die gesamte Stadt im Moment eine Baustelle ist. Mein Gefühl sagt mir, dass Tel Aviv eine ewige Baustelle bleiben wird, und das meine ich absolut nicht metaphorisch.

Nach ungefähr 30 Wohnungsbesichtigungen habe ich endlich ein Zimmer gefunden. Perfekt gelegen, in der mittigsten Mitte Tel Avivs, einer ruhigen Parallelstrasse der Shenkin Street, die den eleganten Rothschild Boulevard mit dem kaputten Shuk HaCarmel verbindet. Was für ein Glück, dachte ich und habe mich sogar auf den Umzug gefreut.

Aber es kam, wie es kommen musste: Als ich meine Koffer in die Wohnung rollte, gefiel mir plötzlich gar nichts mehr daran. Alles roch nach dem einen Waschmittel, das ich nicht ausstehen kann, überall standen verstaubte Dinge herum, deren Anblick mich bedrückte. Wie hatte ich all diese geschmacklosen Motivationsprüche an den Wänden und die hässlichen Pokémon-Figuren auf den Regalen bei der Besichtigung nicht sehen können? Und natürlich hatte mir niemand gesagt, dass die Küche von einer Million sich ständig reproduzierenden Speisemotten bewohnt wird.

Komplett überfordert schrieb ich meinem Handyman Sharon eine SMS, dass ich ihn morgen brauchen würde, ging angeekelt ins Bett und träumte von europäischer Baukunst und Fischgrätparkett. Am nächsten Morgen weckte mich das Rattern von Sharons Motorrad, er war direkt aus Ra'anana gekommen und hatte Luis, einen Linguistikstudenten aus Kolumbien, mitgebracht. Während Luis und ich sauber machten, kümmerte Sharon sich um die Motten, im Hintergrund lief Rihanna. Als die beiden weg waren, legte ich mich zufrieden aufs Sofa und dachte: «Wer braucht schon europäische Altbauwohnungen, wenn er einen warmherzigen Sabra wie Sharon haben kann?»

Kommst du mich bald besuchen?

Deine Zelda

Zelda Biller, geboren 1997, arbeitet als freie Journalistin und macht seit Oktober 2022 ihren Master in Geschichte in Tel Aviv und Jerusalem. Zelda Biller und Dana Vowinckel schreiben sich im wöchentlichen Wechsel Briefe von Tel Aviv nach Berlin und zurück.